

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstumm- und Gehörlosenhilfe
Band: 26 (1932)
Heft: 13

Artikel: Am Topfmarkt
Autor: Goethe, J.W. von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-927047>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich tun. Wenn sie auch böse sei, so sei sie doch seine Frau, und er wolle sie nicht so der Schande preisgeben. Eigentlich habe er den Landvogt nur bitten wollen, seiner Frau zuzusprechen. Landolt ließ ihn abtreten und die Frau rufen. Er sagte zu ihr: „Ich höre, daß du in einer schlimmen Ehe lebst, daß du oft in Wortwechsel mit deinem Manne gerätst. Es muß wohl ein nichtsnutziger Kerl sein.“ „Ja wohl ist er das,“ erwiderte das Weib. Sie fing an, mit geläufigen Worten über die Fehler ihres Mannes zu klagen. Als sie endlich ausgeredet hatte, sprach Landolt: „Wenn das so ist, so werde ich dir Ruhe schaffen müssen. Weißt du was? Wir lassen deinen Mann am Sonntag in die Drille setzen, und du kannst ihn dann nach Herzenslust selbst drillen.“ Jetzt funkelten die Augen der Kanthippe, und freudig rief sie aus: „Ja, ja, Herr Landvogt, das will ich mit tausend Freuden tun. Ich will ihn drillen, daß er an mich denken soll.“ Nun wußte der Landvogt genug. Er ließ die Zänkerin zwar nicht drillen, aber doch für einige Tage bei Wasser und Brot einsperren, bis sie mürbe geworden war.

Landolt wollte nicht nur strafen, sondern auch bessern. Ein Schneider von Eglisau führte ein liederliches Leben, arbeitete nicht, ließ seine Familie darben und geriet in Schulden. Auf Befehl des Landvogtes wurde er eines Abends abgeholt und über Nacht in den Turm gesetzt. Zum Frühstück erwartete der Taugenichts eine strenge Strafe. Statt dessen wurde er in ein heiteres Zimmer geführt, wo er Handwerksgerät und bestellte Arbeit fand. Er mochte wollen oder nicht, jetzt mußte er viele Wochen lang den Tag über emsig arbeiten, die Nacht aber immer wieder im Turm zubringen. Alles, was er vollendet, wurde ihm bezahlt. So hatte er endlich ein hübsches Sümmchen beisammen und sah ein, daß Fleiß weiter führe als Müßiggang und Ausschweifungen. Er war gebessert, wurde entlassen und kehrte in seine Haushaltung zurück.

Ein elterarlosen Junge wurde von seinen Brüdern zum Landvogt gebracht. Sie verklagten ihn wegen Diebstahl. Hungrig und elend sah der Bursche aus. Landolt fuhr ihn zuerst barsch an. Den Brüdern aber sagte er, sie sollen nur heimgehen, er wolle den ungeratenen Buben schon in die Kur nehmen. Im Herzen aber meinte er es gut. Der Knabe erwartete Strafe. Aber Landolt ließ ihm warme Speisen vorsetzen, die er gierig verschlang. Erst als der Knabe satt war, verhörte ihn der Land-

vogt. Da zeigte es sich, daß die bösen Stiefbrüder den armen Jungen hatten hungern lassen. Um seinen Hunger zu stillen, fing er an, Lebensmittel zu stehlen. Der Landvogt behielt ihn einige Tage im Schloß. Dann versorgte er ihn bei einem Schneidermeister und ließ ihn auf seine Kosten das Handwerk erlernen.

Landvögte gibt's heute nicht mehr. Wohl aber gibt es auch heute noch Spieler, Trunkenbolde, Diebe, Leute mit bösen Zungen, liederliche Leute. Manchmal wäre da ein Salomon Landolt ganz am Platz.

Zur Unterhaltung

Am Topfmarkt.

Es war eben Topfmarkt gewesen. Man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich in der Vorlaube mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen. Da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es lustig zerbrach. Die Nachbarn, welche sahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich sogar fröhlich in die Hände patzte, riefen: „Noch mehr!“ Ich säumte nicht, sogleich einen Topf zu werfen. Auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!“ schleuderte ich nach und nach sämtliche Schüsseln, Tiegeln, Rännchen gegen das Pflaster. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat war aber bald aufgezehrt und sie riefen immer: „Noch mehr!“ Ich eilte straks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben. Und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte. Weil die Nachbarn immer wieder riefen, so stürzte ich alles, was ich vom Geschirr erschleppen konnte, ins gleiche Verderben. Nur später erschien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen. Man hatte für so viel zerbrochene Töpferware wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Nachbarn bis an ihr Lebensende ergötzen.

J. W. von Goethe.